



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Ein Besuch bei Radetzki.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

reich und Preußen abgegebenen Erklärungen“ keinen Anstand, für jetzt auch für die Zurückweisung zu stimmen.

Das ist doch ein Muster von Diplomatensprache! der Ausschuß hat geprüft und Anträge gestellt, die dänische Regierung stimmt ihm bei, ohne die Prüfung zu der ihrigen zu machen, stimmt bei in einem anderen Sinne, ist für keine Ausgleichung und will doch eine, wahr die Landeshoheit und ist doch für Bundesvermittlung und zuletzt ist der Gesandte ebenso obligat gegen Oestreich wie gegen Preußen, obgleich Beide das Verschiedenste wollen. Bei Goethe heißt es:

Faust.

Mich dünkt, die Alte spricht im Fieber.

Mephistopheles.

Das ist noch lange nicht vorüber.

Ich kenn' es wohl, so klingt das ganze Buch.

Mein Freund, die Kunst ist alt und neu.

Gewöhnlich glaubt der Mensch, wenn er nur Worte hört,

Es müsse sich dabei doch auch was denken lassen.

### Ein Besuch bei Radezki.

Der 19. Juli 1851 bleibt mir unvergessen: ich lernte an ihm den Feldmarschall Radezki kennen. Um 11 Uhr fuhr ich auf der Eisenbahn von Mailand nach Monza; in einer halben Stunde erreicht man die ehemalige Residenz der Lombardenkönige, welche eine Stunde nördlich von Mailand nach Como hin liegt. Ein Tunnel geht unter der alterthümlichen Stadt hindurch, die jetzt nur noch sechstausend Einwohner hat; sie ist das Modica der Römer in Insubrien.

Prachtvolle Alleen führen zum Schloß, das wohl auf der Stelle des Palatium liegt, welches der Ostgothenherrscher Theodorich erbaute; jenes war Lieblingsaufenthalt der Vicekönige Eugen Beauharnais und Erzherzog Rainer. Wunderschöne Grenadiere eines steyrischen Regiments hatten die Wache. Aus dem überaus freundlichen Empfang des Generalleutnants vom Generalstabe, Ritter von L . . . . ., erkannte ich, wie wohlwollend mich die Kissingen Freunde empfohlen hatten. Wir kamen ins Plaudern, und so wurde es zwei Uhr bis ich gemeldet wurde.

Der Marschall kam mir mit beiden Händen entgegen; „Nun, das ist

schön, Baron S. . . . . daß Sie uns nicht feind vorübergegangen. Kommen Sie, wir wollen miteinander plaudern!" Ich folgte ihm durch einen mit vielen Offizieren gefüllten Salon in einen zweiten, wo ich in der lebhaftesten Unterhaltung wohl drei Viertelstunden mit ihm auf und abging. Der Marschall war fast unter Mittelgröße, am ähnlichsten dem schönen Bilde von Adam; er trug den Feldmarschall-Waffenrock mit dem Stern der Maria Theresia gerne offen, Weste und Beinkleider, wie hier alle Offiziere, von einem gelbgrauen Sommerzeug.

Eine wunderbare Erscheinung dieser sechszundachtzigjährige Greis, an dem auch nicht eine Spur körperlicher, noch weniger geistiger Schwäche wahrnehmbar war! Man erkannte in seinen Zügen nicht den Feldherrn, den Staatsmann, nicht den Allgewaltigen, der Oberitalien fast unumschränkt beherrschte, in dessen Hand das Geschick von Millionen lag; aber in seinem Gesicht waltete eine Klarheit, etwas so völlig mit sich Einiges, daß man sofort durchdrungen wurde, wie hoch er über den Verhältnissen stand. Man bedurfte nur eines Blickes in dieses milde, so unendlich liebevolle Auge, um zu erkennen, wie weit hier der Mensch den Feldherrn überragte; daß es Humanität war, in echt-eigentlicher Bedeutung, die hier den schönsten Triumph feierte. Willig huldigte man da, unwillkürlich wendete sich das Herz dem so liebevollen, so geistesfrischen Greis zu, und man begriff den Einfluß, den der Marschall so mächtig auf die Armee ausübte und zwar vom Höchsten bis herab zum Niedrigsten. Im J. 1849 überbrachte eine Deputation das Ehrenbürgerrecht der Stadt Wien. Während der Anwesenheit derselben ließen sich mehrere Generale melden, welche den Marschall von Vigevano und Novara nicht gesehen hatten. Sie flogen ihm in die Arme, fast zu Füßen, küßten ihm die Hände, die dann der greise Feldherr wie segnend auf die Häupter der Angekommenen legte. Das ist gewiß gegen das Militär-Reglement, gegen alle Etiquette, und bleibt doch ein schönes, ein bezeichnendes Bild. Graf B. . . . , dem ich diese Mittheilung verdanke, erzählte noch Manches von der Gemüthlichkeit, welche im Hauptquartier gewaltet habe. Feldmarschalllieutenant Heß habe den Thee gekocht, und der alte Marschall sei wie eine besorgte Hausfrau umhergegangen, daß auch der jüngste Offizier gehörig bedient werde. Von einer andern cursfrenden Geschichte wollten aber die Herrn vom Stabe hier nichts wissen, daß nämlich Radegki eben bei einem solchen Thee den Operationsplan für 1849 dem Chef des Generalstabes in ein Paar genialen Zügen zu weiterer Ausführung angedeutet habe. Es waren für diese Campagne mehrere Pläne ausgearbeitet, und es bleibt dem Marschall das große Verdienst, den kühnen angenommen zu haben, daß man den König von Sardinien den Ticino bei Buffalora überschreiten ließ, während die Oestreicher bei Pavia übersehten. Die Herrn der Umgebung erzählten,

es grenze an das Wunderbare, mit welcher Sicherheit Radetzki die Punkte angegeben habe, wo man die Piemontesen treffen und schlagen werde.

Bevor ich meine Unterredung mit dem Marschall aufzeichne, will ich bemerken, daß er den österreichischen Dialekt nur wenig hören ließ. Ueberhaupt ist man jetzt hier sichtlich bestrebt, das Deutsch zu sprechen, wie man es auf den guten Bühnen hört. Sprachen doch früher viele vornehme Oestreicher, namentlich die Damen, Französisch, um nicht ihr Deutsch hören zu lassen. Dem Norddeutschen, namentlich dem specifischen Preußen, ist die Sprache dem Süddeutschen gegenüber ein Geheimniß des Vertrautwerdens: man hält jene für geziert. Auch den kleinsten Zug zur Charakteristik des Marschalls möchte ich nicht unangemerkt lassen. Als ich ihm bei dem Auf- und Niedergehen im Salon, wie bei uns üblich, stets die Ehrenseite ließ, zupfte er mich am Aermel und sagte: „Lassens gut sein, so was kennen wir hier nicht.“

Zunächst wurden die politischen Verhältnisse der Gegenwart verhandelt. Daß sich der Marschall mir gegenüber, dem Fremden, und es muß hervorgehoben werden, dem Preußen, so rüchhaltslos aussprach, so ohne jeden Schimmer des Absichtlichen, das war geeignet, mich recht an meine eigene unbedeutende Stellung zu erinnern. Es waltete aber dabei eine so liebenswürdige Vertraulichkeit, eine so heitere Laune, daß man den ehrwürdigen Herrn nur noch höher stehend, auf einem erhabenen Standpunkte erkannte, von wo er auch selbst auf diese Verhältnisse herab blickt. Dabei war er aber mit der regsten Theilnahme bei der Sache und lebte noch in der Zukunft. Ein Generalstabsoffizier versicherte mir, daß er sich eben jetzt mit der Ausarbeitung eines großen Operationsplanes gegen Frankreich beschäftige.

Der Marschall hielt die Ruhe in der Lombardei, noch mehr im Venetianischen, für gesichert. Der Bauernstand, stets von guter Gesinnung, erkenne dankbar die Wiederherstellung von Ruhe und Sicherheit an; dagegen sei der Geißlichkeit durchaus nicht zu trauen. Die revolutionäre Partei in den Städten bestehe aus nachgeborenen Edelleuten, die ohne bestimmte Beschäftigung, aus Advokaten und Aerzten. Sie sei in der entschiedensten Minorität; allein aus Furcht vor einem Dolchstich wagen die Gutgesinnten nicht sich auszusprechen, und das neuliche Attentat in Mailand habe unberechenbaren Nachtheil. In Toskana, im Kirchenstaate, sehe es aber sehr böß aus, und die Piemontesen müßten, trotz der beiden Lektionen, noch einmal abgestraft werden. „Sehen Sie, lieber Baron, ich habe 88,000 Mann und 300 Kanonen. Toskana bedarf 10,000 Mann, eben soviel der Kirchenstaat, 20,000 Mann muß ich hier in den Garnisonen lassen; aber mit 48,000 Mann und 150 Kanonen stehe ich in acht Tagen am Ticino, und das ist halt genug. Nach der Affaire von Verona, da brauch' ich nur vorwärts zu marschiren, so hatt' ich die ganze Gesellschaft; sie saßen fest am Gebirge, nicht eine einzige Kanone entkam.

Da kommt der Prinz — ich hab' ihn so lieb gehabt — und verschwört sich hier in meine Hand, er wolle nun mit uns gehen und das dumme Zeug sein lassen. Aber hat er es wol gethan?!" Hier nahm er mich bei der Hand und führte mich in seiner Lebendigkeit in eine Ecke des Saals. Ganz leise, als wenn wir Zeugen gehabt hätten, sagte er: „So ganz müssen Sie das aber auch nicht glauben. Meinen Sie, wir hätten uns damals die Franzosen auf den Hals laden wollen, denen sich die allzusehr gehegten Piemontesen in die Arme werfen mußten? Jene lauerten nur darauf, sich Savoyen zuzueignen.“

Als ich Veranlassung nahm der Anerkennung zu gedenken, welche die vortreffliche italienische Armee überall, vorzüglich bei uns, gefunden, da faltete er die Hände, blickte nach Oben und sagte: „Ja, ja, sie sind gut, meine Soldaten; da hätten Sie sehen sollen, wie sich die gerauft haben.“ Ich muß bemerken, daß hier überall raufen für schlagen gebraucht wird.

Auf die Engländer, namentlich auf Lord Palmerston, war der Marschall sehr übel zu sprechen. Wo man in Italien die revolutionären Fäden verfolgte, da finde man sicher im Centrum des Netzes einen englischen Agenten. Kürzlich habe man aber einige dieser „Cujons“ bei den Ohren gekriegt, und er habe sich gar nicht genirt, sie tüchtig unter die Presse bringen zu lassen, so daß man jetzt durchaus über alle diese Umtriebe au fait sei. In dem Munde des Marschalls, der die Milde selbst war, will das „unter die Presse bringen“ freilich nicht viel bedeuten.

Dann ging er die übrigen Großmächte durch, was durchaus den Charakter eines lauten Denkens hatte: „Mit den Franzosen geht es allernächst wieder los, England kennt nichts als sein Handelsinteresse, und die Russen, nun ja, das sind unsere theueren Freunde; aber, hören Sie mal, lieben thun wir uns untereinander gar nicht. Unsere wahren Allirten sind die Preußen, wir haben ja einen Beruf, eine Pflicht, Ordnung zu erhalten, das Gesetz zu wahren, die Throne unserer Herrscher zu stützen. Und das sage ich Ihnen, wenn wir uns im vorigen Herbst, zum besonderen Vergnügen der Demokraten, bei den Ohren gekriegt hätten, es wäre der Nagel zu meinem Sarge gewesen.“

Als ich erwiderte, daß wir sehr wohl wüßten, und es dankbar anerkannten, wie der Marschall in Wien gesprochen, da nahm mich der liebe alte Herr, mit Thränen im Auge, beim Kopfe und küßte mich. Ob wohl meine Augen trocken blieben?! — „Aber Excellenz! ich meine, es wäre ein tüchtiger Kampf geworden, nicht um Union oder Bundeſtag, aber um das Höchste, für das Vaterland und die Soldatenehre!“

Die österreichischen Kameraden aus des Marschalls Umgebung in Rissingen hatten mich versichert, wie entschieden gut der Marschall für Preußen gesinnt sei, und daß ich lediglich als Preuße die beste Aufnahme finden werde. Es

mag dieses schon aus den Freiheitskriegen stammen, wo Radzki Chef des Generalstabs des Fürsten Schwarzenberg war. Vorzüglich hat aber dazu die Adresse unseres Garde-Corps beigetragen. Oestreichische Offiziere erzählten mir, sie selbst seien über das 1848 Geleistete höchst zweifelhaft gewesen. Die Anerkennung von uns Preußen habe daher eine unbeschreibliche Wirkung gehabt, eine grenzenlose Freude hervorgerufen. Offiziercorps wanderten nach Verona, um sich das Original zu betrachten, das dort in einem großen Glaskasten die Oberstelle einnehme vor allen Gräts, Marschallstäben, Ehren-  
degen.

Vom General v. Wrangel hatte ich in Rissingen Empfehlungen aufgetragen erhalten, die ebenso freundlich entgegen genommen wurden, als der Wunsch, einmal wieder zu den Concentrirungen in Oberitalien kommen zu dürfen.

Nun lud mich der Marschall zum Diner um 4 Uhr, trug aber dem Oberstlieutenant von L. . . . . auf, Sorge zu tragen, daß ich mich bis dahin nicht langweile. Es wurde ein Guide als Führer commandirt und der Schloßkaplan beordert, mir den Dom von Monza zu zeigen. Da aber der freundliche behäbige Mann weder Deutsch noch Französisch verstand, und ich mich in eine italienische Conversation nicht einlassen kann, so wurde auf lateinische Reminiscenzen aus der um vierzig Jahre zurückliegenden Klosterschule recurrirt.

Der Dom ist romanischen Styls; einzelne Theile gehören dem sechsten Jahrhunderte an, das Ganze dem vierzehnten. Daß Marco da Campione auch diese Kathedrale baute, gibt mir den erneuten Beweis, wie die Italiener die Gothik nimmer fassen konnten. Die Giebelagade ist ebenso corrumpt als die des mailänder Doms. Das Janere ist sehr bunt, mit Verzierungen überladen; ich fand nur ein gutes Bild, von Bernardo Luini, aber trotz Glas und Rahmen gänzlich verdorben.

In der Schatzkammer zeigte ein Geistlicher allerhand Curiositäten, denen ich sonst gern entfliehe. Kronen der Lombardenköniginnen ergaben eine colossale Tragsfähigkeit von hochdero Schädel; so waren die zum Schmuck getragenen Kreuze enorm schwer, der Becher, aus dem der Gekrönte trank, besteht aus einem Saphir, dessen Echtheit mir höchst zweifelhaft ist. Künstlerischen Werth haben die reizend geschnitzten altrömischen Schreibtiseln.

Sehr gern hätte ich mich mit der Betrachtung der Nachbildung der eiser-  
nen Krone begnügt; das Vorzeigen des Originals war aber vom Schlosse aus befohlen. Nun erschien ein Domherr im priesterlichen Ornat, ebenso costumirte sich der Geistliche, welcher den Schatz gezeigt hatte, und unter dem Vortritt eines Kirchendieners und zweier Chorknaben, ging es in Procession nach einem Seitenschiff der Kirche. Nachdem die Lichter auf einem Nebenaltar angezündet waren und gewaltige Weihrauchwolken empordampften, erstiegen der

Geistliche und der Kirchner jenen mittelst einer Leiter. Die hölzernen Thüren eines Schrankes wurden geöffnet, dann metallene, ein Vorhang von Goldstoff zurückgeschlagen und von der Console an einem prachtvollen Kreuz die riesige Monstranz herabgenommen, in der sich die eiserne Krone befand. Es ist ein mit vielen Edelsteinen besetzter goldener Reif mit Zacken, in dessen Innern ein schmaler eiserner Draht mit Goldspangen befestigt ist. Da aber der letztere aus einem Nagel vom Kreuze Christi geschmiedet ist, so genießt die Krone die höchste Verehrung. Deshalb knieten auch Alle nieder, als sie vorgezeigt wurde, und, allein aufrecht, die protestantische Hauptperson zu sein, das hat mir mehr Vergnügen gemacht als das Betrachten selbst. Man wollte die Krone herausnehmen; ich leistete aber darauf Verzicht. Unmöglich kann man es aber unterlassen, die Köpfe Revue passiren zu lassen, welche jene trugen. Für Agilolf, den Lombardenkönig, ließ sie 593 die Gemahlin Theodolinde anfertigen, wonach sich das Geschenk Gregor des Großen, welcher 590 den päpstlichen Stuhl bestieg, wol nur auf den heiligen Nagel reducirt. Dann haben die Krone getragen Karl der Große, Napoleon, Ferdinand I. Ob sich Franz Joseph, nach Herstellung einer Gesamtmonarchie hier krönen lassen werde, wurde allgemein bezweifelt. Hübsch ist die Devise des gleichnamigen Ordens: Dieu me l'a donné, gare à qui y touchera. Die Krönung fand übrigens nicht in Monza, sondern in Mailand statt, auch, so viel ich weiß, nicht im Dom, sondern in St. Ambrogio.

Als die Ceremonie zu Ende war, gab ich dem Geistlichen einen Kronthaler, den er in conspectu omnium sehr unbefangen einsteckte; dagegen lehnte der Guide, den ich später ebenfalls belohnen wollte, dieses auf das Entschiedenste ab, und das Wort onore bedeutete mich, daß ihm an der Ehre mich geführt zu haben, genügte. Allgemein bedauerte man, daß das Corps der Stahlwache, zu Fuß und zu Pferd, aufgelöst werden sollte; es bestand nur aus Italienern, denen man bei der größten Brauchbarkeit volles Vertrauen hatte schenken können. Dasselbe galt von der lediglich aus Eingeborenen bestehenden wunderschönen Gendarmerie.

Der liebenswürdige Schloßkaplan führte mich nun in die ausgezeichneten Treibhäuser; dann durchstrichen wir die nächsten Partien des Parks. Vor der Trennung überraschte ich ihn mit der Frage: „Glauben Sie, mein Herr, daß die Gestorbenen sehen und hören, was hier auf der Erde vorgeht?“ Er wick mich einer Antwort mit einer süßlichen Miene und leichtem Heben der Schultern aus. Ich fuhr fort: „Ich glaube es nicht; denn wenn Cicero, dem sie zwar den Himmel verschließen, aber doch eine Stelle im limbo patrum einräumen, wenn Marcus Tullius unsere lateinische Conversation gehört hätte, so läge er jetzt in Krämpfen.“ Der gute geistliche Herr lachte, daß ihm sein dickes Bäuchlein schütterte.

Bei der Tafel hatte ich den Platz zur Linken des Marschalls, dem eine Gräfin Lamberg, die Gattin eines Flügeladjutanten, zur Rechten saß. Gegenüber, der Gräfin Radetzki zur Rechten, saß der Feldzeugmeister Giulai, damals Commandirender in der Lombardei, zur Linken ein Original, ein sehr reicher „Privatier“ aus Wien, im schlichsten bürgerlichen Anzuge: Herr Parkfrieder sollte vom Patriotismus fait machen und mit der Freundschaft des Feldmarschalls Luxus treiben, er war so etwas wie Armeelieferant und hat später den Marschall auf seinem Gut begraben. Eine andere noch jugendliche Dame war eine Enkelin des Marschalls, eine Gräfin Horvath. Die Gräfin Radetzki ist verhältnißmäßig noch jung, d. h. zwischen 50 und 60; sie ist eine Schwester des Civilgouverneurs Grafen Strasoldo und hat feine kalt-italienische Züge. Nächstdem speisten noch an dreißig Offiziere mit. Unter diesen fiel mir ein Hauptmann auf, der kaum in die Zwanziger getreten war. Ich frug meinen Nachbar zur Linken, den stellvertretenden Chef des Generalstabs, nach dem Verdienst des jungen Mannes. „Nun der, der ist ein Kiebig; wir nennen diejenigen so, die immer von einem Regimente zum andern flattern; er ist der Neffe und auch der Schwager vom Heß, und das hat ihm halt gar keinen Schaden gethan.“

Die Tafel war ungemein einfach besetzt, aber Alles vortrefflich. Kein Desert, nur einerlei Wein, aber ein sehr guter Medoc, eine wahre Wohlthat nach all den Weinen, womit in Italien und der Schweiz der Gaumen mißhandelt wird. Dieses Einfache gefiel mir ungemein; es stand so durchaus im Einklang mit dem Familienartigen, welches in der maison militaire des Marschalls waltete. Er hatte in Italien vier kaiserliche Schlösser zur Disposition, zu Mailand, Monza, Verona und Venedig. In Verona war das Hauptquartier, Monza der gewöhnliche Sommeraufenthalt. Dahin gingen aber nicht allein sämtliche Offiziere und die zahllosen Beamten des Generalcommandos, sondern auch deren Frauen und Kinder, welche gleichfalls auf dem Schlosse wohnten. Wie Mittags 4 Uhr, so war auch zum Frühstück für Alle gedeckt; wer aber vorzog, auf seiner Stube zu bleiben, der wurde dort servirt. Sah man nun den ehrwürdigen Marschall in diesem großen Kreise so liebevoll walten, so blieb nur die Bezeichnung Militärpatriarch.

An der Tafel war es Anfangs sehr still, der Marschall offenbar verstimmt. Vom Park aus hatte ich gesehen, wie er im lebhaftesten Gespräch auf einem Altane mit Graf Giulai stand. Der letztere war in jeder Weise sein Gegensatz und trat dem milden Verfahren entgegen, womit Radetzki die Italiener wieder zu gewinnen suchte; die Offiziere, bei denen Graf Giulai höchst unbeliebt war, gaben ihm Schuld, daß er den Marschall aus dessen Stellung zu eigenen Gunsten zu verdrängen strebe.

Abichtlich begann ich mit meinem Nachbar zur linken von der Befesti-

gung Veronas zu reden, weil ich wußte, daß diese eine Lieblingschöpfung Radetzki's war. Er ging sofort darauf ein, wurde lebhaft, wieder ganz munter, befahl auch nach Verona zu schreiben, daß mir bei meinem Eintreffen dort Alles gezeigt werde. Schon in Rissingen hatte ich mit Oberstlieutenant von Puyrette viel über Verona und seinen strategischen Werth gesprochen, aber auch über die unausbleiblichen Mängel, wenn man aus Deconomie eine passagere Befestigung einer permanenten zum Grunde legt, und wenn eine Eisenbahn ohne die entfernteste Rücksicht auf das Fortifikatorische angelegt wird. Wiederholt hatte der Marschall in Wien auf die Bedeutung von Verona hingewiesen, man meinte dort: es sei nur ein *place du moment*.

Nach Tisch trat man auf den großen Altan hinaus. Der Marschall unterhielt sich nur mit mir und theilte das Interessanteste mit über den colossalen Reichthum der Lombardei und deren anderweitige Verhältnisse. „Alle Jahre verfüge ich über 50 Millionen.“ — „Zwanziger?“ — fiel ich ein. — „Ei, beileibe; Gulden.“ (Was mir *sauve le plus profond respect*, denn doch etwas viel vorkommen will.) „Sie gönnen mir's halt in Wien schon lange nicht mehr!“ Auch von anderer Seite her hörte ich, daß man in jeder Weise manövrirte, um die völlig unabhängige Stellung Radetzki's einzuschränken.

Plötzlich fuhr der liebenswürdige Greis auf: „Aber, Baron S. . . . ., sie rauchen am Ende Tabak?“ Trotz allen Deprecirens mußte ich die rasch herbeigeholte Cigarre annehmen, obgleich der Marschall selbst nicht rauchte, ihm auch der Rauch an den Augen empfindlich war. Er litt nämlich an nach Innen gewachsenen Wimpern und dadurch an steter Entzündung. Dieses wurde endlich so schlimm, daß hochgelehrte Aerzte von Krebs sprachen und die nothwendige Operation für lebensgefährlich erklärten. Ein Regimentsarzt aber erkannte das Uebel richtig und heilte ihn.

Nachdem der Marschall freundlichen Abschied genommen und sich zurückgezogen hatte, unterhielt ich mich noch lange mit den anwesenden Herrn.

Es wurde viel erzählt von der grenzenlosen Thätigkeit des Marschalls, wie ihm nichts rasch genug gehe, von seiner Rüstigkeit, dem stupenden Gedächtnisse, der in allen Richtungen ins Detail gehenden Kenntniß. Einmal kam man Morgens Ein Uhr von Verona an, und das sind 20 Meilen Chaussee. Die Adjutanten warfen sich todtmüde in die Betten. Der Marschall arbeitet drei Stunden und reitet dann noch ein Paar im Park spazieren. Ein anderes mal soll eine Reise angetreten werden; Alles ist bereit, der Wagen vorgefahren, nur der Marschall fehlt, den man vergeblich überall sucht im Schloß, im Park. Zufällig schaut Jemand in die Chaise, und da war der alte Herr in seiner Hast noch eher eingestiegen, als man angespannt hatte und eingeschlafen. Leider ist mir so mancher kleine, aber ernst charakteristische Zug entfallen, der vor Allem dieses unbegrenzte Wohlwollen kund

gab. So kam es oft vor, daß er eine Schildwache mit dem strengsten Ernst vom Kopf bis zum Fuß musterte, von Vorne und Hinten — lediglich um einen Zwanziger in die Tasche des Soldaten gelangen zu lassen.

Sämmtliche Offiziere sprachen, wie mir schien aufrichtig, die Freude aus, daß es im letztverwichenen Herbst in Deutschland nicht zum Loschlagen gekommen sei. Oberst Graf H. . ., Chef des Generalstabs vom 7. Corps in Verona, welcher jetzt den General Benedek vertritt, bot mir eine bittere Bille trotz aller Uebergoldung: daß die brave, vortreffliche preussische Armee für ein revolutionäres Prinzip habe fechten sollen; denn sie, die Oestreicher, hätten ja die gute Sache vertreten. Man war der Meinung, man würde trotz der sechs nach Deutschland entsendeten Brigaden (im Sommer 1850, als wir handeln mußten, standen nicht 30,000 M. in Böhmen!) Italien haben im Zaum halten können, was ich entschieden bezweifle. Es hieß, der sardinische Kriegsminister Della Marmora erstrebe zwar Kriegsrhüm, allein die Savoyarden hätten keine Lust ferner für Piemont zu fechten und wünschten eine Vereinigung mit dem sprachverwandten Frankreich.

Der erste Generaladjutant — ich erinnere mich seines Namens nicht mehr — sprach auch viel von der Sympathie der östreichischen Armee für die preussische. Ich versicherte, das werde erwidert: allein anders stehe es mit Oestreichs Politik. Die Note des Fürsten Schwarzenberg an die kaiserlichen Gesandtschaften mit der Bemerkung: Es habe Oestreich die überwiegenden Vortheile seiner Situation nicht zur Demüthigung Preußens benutzen wollen, sei nicht desavouirt worden. Das könne vielleicht eine folgende Generation vergessen; die gegenwärtige müsse — und die Herrn seien zu sehr Soldaten, um das nicht gerecht zu finden — die Satisfaktion des Schlachtfeldes ersehnen.

Bis zum Abgang des Bahnzuges fuhr mich Graf L. . . . im Park spazieren. Die Anlage ist großartig. Villen, Landgüter, Bauernhöfe wechseln mit kleinen Waldungen, verbunden durch Alleen seltener Baumarten, überall strömt das klarste Wasser, überall bieten sich köstliche Durchblicke nach den Alpen, wo hoch über Wolken der Monte Rosa in Abendbeleuchtung glühte.